Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 242. Bromberg, den 14. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Entsetzt erkannte Sender, daß er die Zahl, die ihn seit gestern begreiflicherweise, da er unablässig an Nadlers Los denken mußte, am meisten beschäftigt, etwas zu oft benützt. „Lassen Sie mich nachsehen," bat er erschreckt und griff nach dem Traumbuch.

Es war zu spät; schon war Morgenstern wieder erschienen, nach dem Rechten zu sehen. Ein Strom von Klagen und Schimpfreden ergoß sich über das Haupt des Schuldigen. „Du willst mich zum Bettler machen," schrie er, „aber eher jage ich dich davon!"

„Wie begütige ich ihn nur wieder?" dachte Sender, nachdem sich der Laden geleert. „Er soll mir ja die Adresse des Buchhändlers sagen." Er trat vor den Meister. „Wenn Ihr eine Arbeit für mich habt — ich hab' gerade Zeit."

Dovidl blickte ihn mißtrauisch an. „Was bist du plötzlich so eifrig?" fragte er.

„Es ist auch die Langeweile," sagte Sender. „Ich hab' ja nichts zu lesen. Und da wollt' ich Euch bitten —"

„Daß ich dir etwas von den Gesetzen da gebe?" fragte der Winkelschreiber lauernd und wies auf die Bücher, die vor ihm lagen.

„Nein," erwiderte der Schreiber. „Eine Sprachlehre will ich mir aus Lemberg kommen lassen, vielleicht auch ein Lesebuch, sagt mir, wie mach' ich das?"

Zornrot sprang Morgenstern vom Sessel empor.

„Schäm' dich!" rief er. „So jung und schon so falsch! Glaubst du, ich weiß nicht, wer dahinter steckt? Mein lieber Luiser! Er redet dir immer zu: „Lern' die Gesetze — dann kannst du Dovidl das Brot wegnehmen." Und nun soll ich dir raten, wie du dir die Bücher schaffst!"

„Nein!" rief Sender. „Ich schwöre Euch . . ."

„Kein Wort mehr . . . So ein Undank . . ."

„Aber so nehmt doch Vernunft an," rief Sender heftig. „Wenn Luiser dahinter stecken würde, so könnt' er's mir doch gleich selbst sagen —"

„Er weiß es ja nicht! War er denn je in Lemberg? Nein, nein, mich betrügt man nicht so leicht!"

Mißmutig setzte sich Sender wieder an den Schreibtisch. „Dann frag' ich Luiser wirklich," dachte er. „Er kommt ja gewiß auch heute."

In der Tat trat der Gemeindeschreiber kurz vor Mittag ein, wie jeden Freitag und Dienstag. So sehr ihn Dovidl sonst haßte, diese Besuche ließ er sich gern gefallen. Luisers Einsatz war sehr ansehnlich, da er das Haupt einer Spielgesellschaft war. Ihre Mitglieder wollten die Regierung nicht betrügen, aber auch von ihr nicht betrogen sein. „Das lassen wir uns nicht einreden," meinten sie, „daß die Nummern in Lemberg von einem Waisenknaben gezogen werden. Der Waisenknabe trägt Brillen und einen langen Bart und sieht vorher alle Listen durch. Jene Nummern, die am wenigsten besetzt sind, werden natürlich gezogen, damit auch möglichst wenig Gewinne ausbezahlt werden müssen." Nun standen ihnen freilich nicht alle Listen des Landes zu Gebote, aber sie spannen ihre Netze so weit sie konnten; jeden Freitag wurden die Listen eingesehen, die Ergebnisse brieflich ausgetauscht und dann am Dienstag verwertet. Keine Enttäuschung vermochte die Überzeugung dieser seltsamen Kartellbrüder zu erschüttern, daß sie allein auf richtiger Fährte seien. Auch Luiser Wonnenblum zählte das Häuflein Papiergulden so fröhlich vor Sender hin, als hätte ihm Gott selbst den Gewinn zugesichert. Aber womöglich noch heiterer wurde seine Miene, als Sender ihn nach dem Buchhändler fragte.

„Recht so!" flüsterte er. „Du brauchst nicht einmal dem Buchhändler zu schreiben. Ich schaff' dir schon die Gesetze durch meinen Vetter in Lemberg."

Sender lehnte dankend ab. „Bemüht Euch nicht", sagt mir nur, wie der Buchhändler heißt."

„Das weiß ich nicht. Aber wie gesagt, mein Vetter . . ."

Als Sender es endgültig ablehnte, verließ Luiser sehr erstaunt den Laden. „Glaubt er vielleicht", dachte er, „ich will am Preis verdienen? Nicht einmal — ich hab' schon so Vorteil genug davon, wenn sich Dovidl und Sender entzweien."

Sender aber schrieb ungesäumt „an den deutschen Buchhändler in Lemberg" und bestellte die Bücher gegen Nachnahme. Die genauen Titel wußte er ja nicht, aber das war wohl auch bei einem, der damit Handel trieb, nicht nötig.

Als er den Brief in den Schalter des Postamts warf, streifte sein Blick die Briefe, die über dem Schalter ausgestellt waren. „An den Herrn Theaterdirektor Nadler" — Himmel, das war ja sein Brief, auf den er so schmerzlich Antwort ersehnt; er war als unbestellbar zurückgelangt!

Der Postmeister musterte Sender lächelnd, als dieser den Brief zurückerbat: „Mensch, was hast du für Bekanntschaften?! Übrigens liegt der Brief schon einen Monat da." Auf der Rückseite stand: „Retour. Adressat unbekannt wohin verzogen."

Senders Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Nun brauchte er niemand mehr zu fragen. Dieser Herr Stickler und die anderen hatten nicht gelogen . . .

Er war nun wirklich ganz verlassen, sein Gönner geflohen, warum hätte er sonst seine Adresse nicht zurückgelassen? . . . „Der Ärmste", murmelte er, „wegen fünfzig Gulden!" Und neben dem Mitleid mit Nadler regte sich auch abermals das mit sich selber.

Aber nun weinte er nicht wieder. Als ihn die Mutter beim Mittagessen besorgt fragte, warum er so bleich und traurig sei, zwang er sich sogar zu einer fröhlichen Miene.

* * *

Zwanzigstes Kapitel.

Ebenso tapfer suchte er des Nachmittags seinen Dienst in der Kollektur zu verrichten. Es war der schwerste der Woche. Die Tür des Ladens stand nie still, zwischendurch mußte die ganze Liste kopiert werden, um mit Postschluß, sieben Uhr, nach Lemberg abzugehen. Denn am Mittwoch Morgen erfolgte schon die Ziehung in Lemberg, die Nummern wurden allen Kollekteuren sofort telegraphisch mitgeteilt; in dem rechtzeitigen Abgang der Liste lag also die einzige Sicherheit des Staates gegen einen Mißbrauch.

Nach sechs Uhr, Sender hatte schon das Kuvert geschrieben und wollte eben die Liste unterzeichnen — trat Herr v. Wolczynski in den Laden.

„Ich bin gestern nicht dagewesen", sagte er, „mit dem Huszkiewicz will ich nichts mehr zu tun haben. Seine Methode — haha! — die pure Narrheit. Du bist ja klug, Senderko, hab' ich nicht recht?" .

Der Schreiber blickte etwas befremdet auf; so leutselig war sonst Herr v. Wolczynski nicht. Dann zuckte er mit diplomatischem Lächeln die Achseln.

„Wir verstehen uns", rief der Edelmann und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Also — ich setze auf eigene Faust, Nummern, die ich mir selbst ausgerechnet habe. Hier — hundert Gulden!" Er legte die Note hin. „Es ist doch noch Zeit?"

„Gewiß", sagte Sender dienstfertig und legte die Note in die Kasse. Es war der höchste Einsatz, den er je eingetragen. „Bitte, welche Nummern?"

Wolczynski griff in die Westentasche. „Da hab' ich das Zettelchen." Aber es fand sich nicht vor. Er suchte im Rock, im Beinkleid, das Zettelchen fand sich nicht. „Verflucht!" rief er, „was machen wir da? Habe ich noch Zeit, nach Hause zu gehen und es zu holen?"

„Nein", erwiderte Sender. „In zehn Minuten muß die Liste auf der Post sein."

„Aber ich kann doch nicht mein Glück versäumen", rief der Edelmann bestürzt. Im nächsten Augenblick jedoch erhellte sich seine Miene. „Halt!" rief er. „Das Einfachste fällt einem doch immer zuletzt ein. Du schreibst sowohl in die Liste wie in meinen Zettel nur den Einsatz und gibst mir beide, ich gehe rasch heim, fülle sie aus und bringe die Liste noch rechtzeitig zur Post. Du weißt, der Postmeister ist mein guter Freund — ich bürge dafür. Ist das nicht das Bequemste für uns beide?"

Sender erbleichte. „O du Schurke!" dachte er. Laut aber sagte er nur: „Bequem wär's freilich, aber gefährlich!" Er langte die hundert Gulden hervor und schob sie dem Edelmann zu.

„Gefährlich?" lachte Wolczynski. „So sei doch vernünftig. Hier sind zehn Gulden Trinkgeld und wenn ich gewinne, bekommst du zwanzig Prozent von meinem Gewinn."

Auch dies Geld schob Sender zurück. „Zwanzig Prozent von Ihrem Gewinn?" sagte er „Das ist zu viel für mich, das sind zwei Jahre Zuchthaus!"

„Wie?"

„Ganz einfach. Sie finden Ihr Zettelchen erst morgen, nachdem das Telegramm eingetroffen ist. Die Liste geht morgen mittag ab. Wird in Lemberg die verspätete Absendung bemerkt, so beträgt Ihr Gewinn zehn Jahre Zuchthaus."

„Kerl!" brauste der Bestechungsagent auf, „wie kannst du —"

Da stockte er. Die Tür wurde hastig aufgerissen; es war Jossele Alpenroth. „Ist's — noch — Zeit?" keuchte er mühsam hervor und hielt Sender zwei Gulden entgegen.

Wolczynski hatte sein Geld zu sich gesteckt.

„Adieu, Senderko!" sagte er, wieder ganz freundlich. „Wir sprechen uns noch! Natürlich ein Mißverständnis!"

„Natürlich!" rief ihm Sender nach und griff dann eilig zur Feder. „Rasch, Meister. Also zwei Gulden. Terno. Welche Nummern?"

„5, 63, 88. Sie haben mir heut' nacht geträumt. Den ganzen Tag hab' ich mit meinem Weib beraten, ob ich setzen soll oder nicht. Endlich hat sie's erlaubt."

Sender hörte ihn nicht an. In großer Hast schrieb er die Nummern in Zettel und Liste ein, unterschrieb sie, schloß das Kuvert und rannte zur Post, wo er die Sendung mit Mühe noch anbrachte.

Er fühlte sich sehr müde, die durchwachte Nacht lag ihm in den Gliedern, so ging er denn heute sofort heim und lag kurz darauf in tiefem Schlaf in seiner Kammer.

Unsanft genug sollte er daraus geweckt werden. Es pochte an seiner Tür. „Steh' auf!" hörte er die Mutter ängstlich rufen. „Reb Dovidl ist da; es soll etwas im Geschäft nicht stimmen."

„Wolczynski!" dachte er entsetzt und machte Licht. Es war kaum zehn Uhr. Hastig fuhr er in die Kleider. Aber was konnte ihm der Edelmann anhaben? Und nun hörte er auch unten eine wohlbekannte Stimme rufen: „Wenn er mir das Geld nicht zurückgibt, dann sollt ihr mich kennen lernen!" Das war Jossele Alpenroth.

„Was mag der wollen?" fragte sich Sender erstaunt. Aber als er die Wohnstube betrat, erfuhr er es nur allzu bald. Reb Dovidl stürzte ihm entgegen und hielt ihm einen Lotteriezettel unter die Nase. „Lies!" schrie er.

Sender las: „50, 63, 88. Terno. Zwei Gulden für die morgige Ziehung. — Was soll's damit? Der Zettel ist in Ordnung!"

„In Ordnung?" krähte Dovidl und drehte sich dreimal um seine Achse.

„In Ordnung?" rief Jossele und faßte Sender an der Brust. „5 habe ich gesagt, nicht 50, so wahr mir Gott helfe!"

„Das ist möglich", murmelte Sender bestürzt. Die Nummer war ihm im Lauf desselben Tages zum zweiten mal verhängnisvoll geworden.

„Möglich?" schrie Dovidl. „Gewiß! Heut' bist du ja verrückt mit den fünfzig! O könnt' ich sie dir aufmessen lassen! Also willst du die zwei Gulden in Güte ersetzen oder nicht? Wenn nicht, so brauchst du nicht mehr in den Laden zu kommen, und ich reiche für Reb Jossele die Klage gegen dich ein."

„Ich ersetze sie," sagte Sender und schüttelte das Männchen von sich ab. „Ihr braucht nicht zu drohen. Es ist meine Pflicht. Ich hole das Geld."

„Vom sauer erworbenen Lohn," schluchzte die Mutter hinter ihm her. „Was sind für uns zwei Gulden! O, er wird nie vernünftig werden."

Sender reichte seinem einstigen Lehrherrn das Geld hin und nahm den Zettel an sich. „So, der gehört nun mir!"

„Ja!" sagte der Uhrmacher. „Der Zettel gehört dir! Aber wenn morgen 5, 63, 88 herauskommt, so verklag' ich dich auf die dreihundert Gulden Gewinn. Reb Luiser sagt, er will den Prozeß umsonst für mich führen, weil er gar nicht zu verlieren ist."

„Was?" rief Morgenstern. „Was?" wiederholte er im Tone höchster Entrüstung. „Mich reißt Ihr aus dem Bett heraus, und ich muß bei Nacht und Nebel mit Euch herlaufen und diesem armen Teufel da die zwei Gulden herauspressen, obwohl Ihr doch gar nicht beweisen könnt, daß Ihr nicht 50, sondern 5 gesagt habt — und Eure Prozesse laßt Ihr den Luiser führen? Hahaha! Da seid Ihr beim Rechten! Klagt nur — wir haben keine Furcht. Denn ich vertrete meinen Sender, versteht Ihr, den vertrete ich!"

„Aber Reb Dovidl," suchte ihn der Uhrmacher zu begütigen. „Wenn mir Reb Luiser sagt —"

„Hinaus!" rief der Winkelschreiber. „Erlaubet mir, Frau Rosel, und du, lieber Sender, erlaubet mir, daß ich diesen Menschen aus eurem Hause hinauswerfe. Wißt ihr, was er mir gesagt hat, als wir hergegangen sind? „Ich werd' über den Irrtum sehr froh sein," sagt er, „wenn ich dadurch mein Geld zurückbekomm." Es war eine Übereilung von mir," sagt er, „so viel zu setzen, und mein Weib schimpft gehörig." Und jetzt, wo er sein Geld hat, will er durch Luiser Prozesse führen lassen! Geht und schämt Euch!"

Der Uhrmacher tat, wie ihm geheißen: gesenkten Hauptes schlich er hinaus, und hinter ihm schritt der zürnende Dovidl, stolz und finster wie ein Engel der Rache. . . .

Als Mutter und Sohn am nächsten Morgen bei der Frühstückssuppe zusammensaßen, begann Frau Rosel: „Was doch dir alles begegnet, du Pojaz! Jetzt spielst du gar in der Lotterie mit, ohne gesetzt zu haben!"

„Und am End' gewinn' ich noch die dreihundert Gulden! Was würdest du dann sagen, Mutter?"

„Traurig wär' ich gerade nicht," erwiderte sie. „Aber mach dir nur keine Hoffnungen. Das wär' ja ein Wunder."

„Ein Wunder nicht," erwiderte er, „sondern nur derselbe Zufall, den ich jetzt so oft mit ansehe. Fünfhundert Menschen und mehr setzen jede Woche und drei oder fünf davon gewinnen. Und sie kommen auch zu ihren Nummern auf keine vernünftigere Weise, als ich zu den meinen. Warum soll' der Zufall mich nicht treffen? Aber sei ruhig, Mutter, ein Haus kauf' ich mir auf die Hoffnung nicht."

In der Tat dachte er kaum mehr daran und arbeitete des Vormittags fleißig an einer neuen Eingabe, bis der Telegraphenbote eintrat. Gleichzeitig kam Morgenstern hereingestürzt.

„Nun?" fragte er, als Sender das Telegramm überflog. „Hast du gewonnen?"

„Ja," murmelte Sender mit schwacher Stimme und sank halb ohnmächtig auf seinen Sitz zurück, „ja — ich hab' gewonnen!"

„Mach' keine Witze!" rief Dovidl und riß ihm das Blatt aus der Hand. Aber da stand: „8. 36. 50. 63. 88."

Die Kunde von dem Glück des Pojaz verbreitete sich pfeilschnell durch das Städtchen und erweckte geringeren Neid und Ärger als sonstige Fälle dieser Art, nicht allein, weil Sender beliebt und ein so armer Mensch war, sondern weil die Leute gleichzeitig Grund zu einer anderen, für sie angenehmen Empfindung hatten: zur Schadenfreude über Jossele Alpenroth. Der kleine Uhrmacher schäumte vor Wut und lief zu Luiser, damit dieser die Klage sofort einreiche. Der war auch ohne Zögern dazu bereit, aber nur, wenn Jossele die Kosten trage. „Denn 50 ist ja herausgekommen," sagte er, „da ist der Erfolg unsicher." Aber als Jossele erklärte, sein gutes Geld wende er nicht daran, war auch der Gemeindeschreiber ehrlich genug, zu sagen: „Ihr hättet auch nichts ausgerichtet."

Zur selben Zeit saßen im Mauthause Mutter und Sohn beisammen, Hand in Hand, aber schweigend. Sender empfand die Freude fast ähnlich, wie zwei Tage zuvor den Schmerz; seine Kehle war wie zugeschnürt, er konnte kaum atmen, nicht klar denken.

„Das hat Gott getan," sagte die Mutter. „O, es ist so, wie geschrieben steht: „Er hört, was nächtens unser Herz erfleht!" Wie oft habe ich zu Ihm emporgerufen: „Sender ist kränklich, sein Sinn nicht aufs Erwerben gerichtet — ver-

sorge Du ihn, wenn ich nicht mehr bin." Nun bist du versorgt. Aber wir wollen Ihn auch nicht vergessen. Er hat uns befohlen: Den Zehnten den Armen." Dreißig Gulden sind ja sehr viel Geld; ich hab' sie seit fünfundzwanzig Jahren nie auf einem Fleck beisammen gesehen, aber wir wollen sie doch opfern, nicht wahr?"

„Gewiß, Mutter", stimmte er bei. Ob sie recht hatte, ob Gott wirklich auch die Gewinne im Lotto bestimmte — er wußte es nicht. Wie oft hatte er schon in diesen Wochen wohlhabende Leute gewinnen sehen, während Arme, die ihr Letztes geopfert, leer ausgegangen. Aber als ein Zeichen, daß der Himmel mit ihm und seinen Plänen sei, nahm er es doch auf. Wie sehr war ihm dadurch die Erreichung seines Zieles erleichtert! Er brauchte nun nicht länger in Barnow zu bleiben, als ihm beliebte, im Herbst, wo die Theater in den großen Städten wieder eröffnet wurden, wollte er fortgehen, nicht mehr nach Czernowitz, sondern nach Lemberg, wo es eine noch größere Bühne gab. Nun brauchte er ja keinen Gönner mehr, der ihm sofort den Unterhalt schaffte, er konnte leben und sogar seine Lehrer bezahlen, bis er selbst als Schauspieler Lohn erhielt. Er hatte ja nun so viel, so schrecklich viel Geld — auch der Mutter konnte er etwas davon zurücklassen. Ja, nach Lemberg — das heißt natürlich nur, wenn nicht etwa Nadler inzwischen von sich hören ließ und ihn anderswohin berief. Denn ihm wollte er treu bleiben und auch redlich mit ihm teilen, wenn der edle Mann noch immer in Not war.

„Wo nur der Marschallik bleibt?" meinte die Mutter. „Jetzt", fuhr sie lachend fort, „wird er mir wohl auch andere Partien für dich wissen, als ältliche Witwen und bucklige Mädchen. Und nicht wahr, wenn sich was Rechtes findet, du wirst nicht ‚nein' sagen?"

Sender drückte stumm ihre Hand. Bejahen konnte er die Frage nicht und verneinen mochte er sie nicht. Sollte er ihr diese Stunde der Freude trüben, die erste seit langer, langer Zeit, die ihr wieder gegönnt war?

„Und was denkst du nun zu ergreifen?" fragte sie. „Ich mein', du bleibst vorläufig bei Dovidl, bis sich was Passendes für dich findet. Aber ich will dir nicht zureden; ein wohlhabender junger Mann kann auch eine Weile zu zusehen . ."

„Ich bleibe bei ihm", sagte Sender. Es war ihm gleichgültig, wo er die wenigen Monate bis zum Oktober verbrachte, wenn ihm dabei nur Zeit für seine Studien blieb.

Am Abend kamen der Marschallik und der Kutscher Simche mit ihren Familien zum Glückwunsch, und Frau Rosel bewirtete sie festlich. Sie hatte eine halbe Gans besorgt und sogar die ganze Leber dazu, eine Riesenschüssel geschmalzter Kartoffel, dazu als Dessert die höchste Delikatesse: „Grieben", im eigenen Fett geröstete, klein gehackte Gänsehaut. Dann Weißbrot, und als Getränk Met. Aber nur die Gäste waren laut und fröhlich, Frau Rosel saß still da; die Freude war ihr so ungewohnt! Auch auf ihre gesellschaftlichen Pflichten als Wirtin verstand sie sich schlecht. Sie bat wohl zuweilen: „Langet doch zu, es reicht ja für alle!" oder fragte: „Nicht noch ein Gläsele?" Aber sie unterließ das „Nötigen", wie es die Sitte gebot. Die Wirtin darf sich weder um das Nein, noch um eine abwehrende Bewegung des Gastes kümmern, sondern hat ihm mit sanftem Zwang, oder wo es nicht anders geht, mit Gewalt noch einen Brocken auf den Teller zu bringen und selbst sein Glas zu füllen, auch wenn sie es ihm zu diesem Zwecke in längerem Ringen mühsam entwinden muß. Aber das verübelten ihr die Gäste nicht, es war ja das erste Fest, seit sie dies Haus bewohnte, und so erfüllten ihre Freundinnen, Frau Chane Türkischgelb und Frau Surke Turteltaub abwechselnd statt ihrer diese Pflichten der Hausfrau, und zwar ganz gründlich. Sogar Frau Rosel wurde von ihnen „genötigt", und das war gut, sie hätte sonst keinen Bissen gegessen, und überflüssig war es auch bei Sender nicht. Er, der bei Festen anderer so laut war, saß stumm da, und selbst die besten Witze seines alten Freundes entlockten ihm kaum ein Lächeln.

Natürlich ließ es der Marschallik auch an Trinksprüchen nicht fehlen, und zwar selbstverständlich in Knüttelversen, wie es die Sitte seines Handwerks gebot. Der erste auf Frau Rosel weckte Rührung und Heiterkeit, der andere wahre Lachstürme, denn er galt dem eigentlichen Schöpfer dieses Glücks, Joſſele Alpenroth. Nun war es an Sender, auf die Gäste zu trinken Aber er schwieg. Er, der sonst noch kühnere Reime fand, als der Marschallik! Da geschah ihm nur recht, wenn nun Frau Chane das Wort ergriff und die Gründe aufzählte, aus denen Sender keinen Trinkspruch verdiene. und da nun einmal heute „die verkehrte Welt" war, so hielt auch Frau Surke einen Spruch aus gleicher Tonart. . . . „Ihr, Mädele, beschämt ihr ihn!" rief sie ihrer Tochter Lea und Jütte zu. Lea kicherte verlegen, aber Jütte blitzte den Genecken aus ihren braunen Augen munter an und rief, das Messer ans Glas legend und über das ganze runde Gesicht erglühend, zu ihm hinüber: „Ihr oder ich — entscheidet Euch!"

Da erhob er sich und sprach: „Ihr lieben Leut', wär' mir das Herz minder voll und ihr nicht unsere besten Freund', wie viel wollt' ich reden. So aber sag' ich nur: Ich dank' euch! Und wie es auch kommen mag, erhaltet mir eure Freundschaft."

Das war alles. „Wie es auch kommen mag?" rief der Marschallik. „Und wenn du noch tausend Gulden gewinnst, ich bleib' dein Freund!" Auch das Necken der anderen ging jetzt erst recht los.

Nur Jütte schwieg. Es war ihr selbst rätselhaft, woher sie es wußte — vielleicht hatte sie es in seinen feuchten Augen gelesen — aber sie wußte es: „Dieser Mensch hat etwas vor, woran sein ganzes Herz hängt, etwas Großes, Schweres! Und weil er ein guter Mensch ist, so wird es wohl etwas Gutes sein. Möge es ihm gelingen!"

Aber auch ihm wurde eigen zu Mut, als er ihrem warmen, teilnahmsvollen Blick begegnete. Er streckte ihr sein Glas entgegen und ließ es an das ihre anklingen. „Ich dank' Euch", sagte er leise. Wofür? — er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Diebin.

Skizze von Sitsa Karaïskakis.

(Autor. Übersetzung a. d. Neugriechischen von Peter Hein.)

Die Weiber stürzten aus den Häusern ihrer engen, schmutzigen Gasse. Die eine mit ungekämmtem Haar, die andere nur mit einem Pantoffel an den Füßen, eine dritte mit der Zwiebel, die sie gerade schneiden wollte, in der Hand. „Was gibt's? Was ist los?" schrien alle durcheinander, so daß kaum das eigene Wort noch zu verstehen war.

Eine Horde Kinder lief hinter einem zehnjährigen Mädchen her und warf dem kleinen Geschöpf Steine und Straßenkot, Holzstücke und was sonst noch auf der verwahrlosten Dorfgasse umherlag, nach. Barfüßig und in Lumpen gehüllt, lief die Kleine angstgehetzt wie ein verfolgter Hund von Mauer zu Mauer, um ihren Peinigern zu entrinnen. Verkroch sich zuletzt in ein Haustor, aber kreischend und lachend zogen die Kinder sie hervor.

„Fort mit dir, elende Türkenbrut!"

„Hinaus mit ihr aus dem Dorfe!"

Würdevoll kam der alte Dorfpolizist geschritten.

„Ortsbüttel, seht, hier hab' ich meinen Regenschirm wieder. Die Katerina hatte ihn gestohlen und gleich an den Vasili, den Schmied, weiterverkauft. Die niederträchtige, unverschämte Spitzbübin!" keifte ein dürres, zahnloses Weib.

„Was? Die Katerina macht solche Dinge?"

Er schüttelte den Kopf, als er das Sündenregister der Kleinen zu hören bekam. Für alles, was die wutschäumenden Weiber in den letzten Wochen verloren und verlegt hatten, mußte das arme Kind herhalten. Der einen fehlten ein Paar Schuhe, der anderen die Ohrgehänge, einer dritten die Schürze, die sie zum Trocknen auf die Leine gehängt hatte. Eine der Frauen vermißte sogar den Schulranzen ihres Jungen mit allen Büchern und Heften. — —

Katerina, das Bettelkind, die Tochter der blinden Marija, war wie ein wuchernder Pilz im Unrat aufgewachsen. Ohne Vater. Wenigstens kannte ihn keiner, wenngleich auch die Bauern schworen, es sei der türkische Krämer, der Marijas Bruder allmorgendlich das Gemüse ins Haus bringe. Keine Menschenseele hatte sich um Katerina gekümmert. Jedes andere Kind wäre verkommen und gestorben, aber — wie die Nachbarinnen sagten — „der Teufel will jederzeit eine rechte Hand auf der Erde haben", und darum war sie wild und ungebändigt aufgewachsen.

„Scher' dich fort von hier!" drohten ihr oft genug die Dorfbewohner, und dann verkroch sie sich in irgendeinen dunklen, versteckten Winkel. Scharrte sich ihre Mahlzeiten wie ein Hund aus den Speiseabfällen der Kehrichthaufen. Wurde oftmals davon krank, kam aber immer schnell und ganz von selbst wieder auf die Beine. Die blinde Mutter hatte ihr Kind niemals geküßt. Auch sie bekümmerte sich um Katerina ebenso wenig wie alle anderen. Höchstens die Kinder hingen sich an sie, schimpften auf sie und stritten mit ihr, so daß sie sich oft mit ihnen prügelte und bei den älteren meist den kürzeren zog.

Katerina war keineswegs häßlich! O nein, — hatte ein wundervoll gelocktes Schwarzhaar. Hatte neckische Grübchen in den Mundwinkeln und schöne, große, dunkle Augen, die jedoch nur immer in beständiger Angst forschten und flackerten. Oft schien sie wie vorwurfsvoll aus ihnen zu blicken und zu fragen: „Warum behandeln sie mich alle so schlecht? Warum nur? Warum?"

Im Sommer übernächtigte sie in den wogenden Getreidefeldern. Schleppte die reifen Ähren in dicken Bündeln nach einem verschwiegenen Versteck, röstete sie dort und aß sie. Auch

in den Weinbergen war sie ein häufiger, ungebetener Gast und hatte schon manchesmal dort mit des Feldhüters Knotenstock nähere Bekanntschaft gemacht. — —

Jetzt lag Katerina in tiefem Schlafe auf dem Fußboden einer Gefängniszelle in der Gendarmeriestation. Man hatte sie aufgegriffen, als sie, um Schutz vor den Steinwürfen der Dörfler zu finden, ins geschwärzte Gemäuer eines abgebrannten Hauses geflüchtet war. Der Ortspolizist trat in ihre Zelle und stieß sie mit dem Fuße an. Sie wachte auf, gähnte und rieb sich verwundert die Augen.

„Es schläft sich auf den Holzdielen nicht unrecht", dachte sie. „Wahrhaftig besser als draußen auf den schmalen Steinstufen, von denen man ewig herunterrollt. Schade nur, daß es hier keine Felder mit reifen Ähren und keine Weinberge mit süßen Trauben gibt."

Sie setzte sich aufs Fensterbrett und blickte durch das Eisengitter hinaus aufs Meer. In friedlichem Blau weitete es sich vor ihren Augen. Rot verglühte die Sonne am Horizont. Die Fischer wendeten ihre geschwinden Boote zur Heimfahrt. Auf einer Klippe hockten schneeweiße Möwen.

„Wie prächtig die Vögel aussehen", sagte Katerina leise. Daß auch sie in ihren Lumpen schön war, wußte sie nicht. Und wer hätte es ihr auch sagen sollen?

„Keiner verjagt sie. Sie haben ein warmes Nest und brauchen nicht auf schmalen Steintreppen zu schlafen. Sie sind so schön und tragen doch auch immer nur das eine Kleid."

Sie blickte auf ihre armselige Bluse und seufzte. — „Und sie spielen miteinander; sie zanken sich nicht und werfen sich nicht mit Steinen. Auch finden sie immer etwas zu fressen."

Brennender Hunger stieg in ihr auf. Seit dem frühen Morgen hatte sie nichts gegessen.

„Wenn es nur eine Melonenschale oder einen faulen Apfel gäbe!"

Die Tür der Zelle stand offen, aber sie getraute sich nicht hinauszulaufen. Draußen stand ein Gendarm mit einem Gewehr am Tor. Er würde sie sicherlich totschießen, wenn sie den Versuch machte, fortzugehen.

Da warf ein Polizist ein Stück Schwarzbrot und eine rote Rübe herein. „Hier hast du Brot, Katerina!"

Ihre Augen leuchteten freudig auf.

„Gewiß ist er der gute König aus dem Märchen, das mir Frau Despina so oft erzählte, als ich noch ganz klein war. Hätte er mir sonst wohl die schöne, große Rübe geschenkt?" murmelte sie leise. — —

Anderntags wurde sie vor den Richter geführt.

„Laß hören, du ungeratenes Kind, warum du den Schirm gestohlen hast!"

„Es gab nichts anderes zum Mitnehmen!"

Die Leute im Gerichtszimmer lachten laut. Neugierig hingen ihre Augen auf der Glocke, die der Richter vor sich stehen hatte. Ihr Interesse an ihr wuchs, als er sie unwillig schüttelte.

„Ja, aber warum hast du ihn mitgenommen?"

„Ich hatte an jenem Tage nichts zu essen. Weintrauben und Birnen gab's draußen nicht mehr ... Einmal brachte ich der Frau Pagona ein Handtuch. Sie riß es mir schnell aus der Hand und gab mir dafür eine Drachme. Sonst hat sie mir nie etwas geschenkt. Sie ist so schrecklich geizig ... Da habe ich also genau so den Schirm genommen und ihn zum Schmied Vasili getragen. Niemand hat es gesehen. Ich hatte mich hinter einem Fasse versteckt, bis ich Gelegenheit fand, mit dem Schirm ungesehen davonzulaufen. Der Schmied gab mir drei Drachmen dafür. Ich hatte gar nicht soviel verlangt ..."

Sie stieß das alles in hastigen, unzusammenhängenden Sätzen heraus und hielt dabei den Blick unverwandt auf der Klingel.

Ein Federhalter fiel vom Richtertisch herab. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben. Dabei glitt ein harter Gegenstand aus ihrer Bluse auf den Boden. Es war ein schmutziges Taschentuch, in das ein Taschenmesser und ein Bleistift gewickelt waren. Sie gehörten beide einem der Gendarmen, der seinen Rock in der Zelle, in die sie das Mädchen gebracht hatten, hängen ließ.

„Was willst du damit tun?" fragte der Richter streng.

„Mit dem Bleistift will ich schreiben lernen wie die Marie und die Lene. Die haben auch so große Bleistifte mit einer silbernen Hülse. Das Taschentuch brauche ich für den Winter, wenn es kalt ist, um meinen Kopf damit zu bedecken, und das Messer, um im Sommer Trauben und Äpfel abzuschneiden. Vor vierzehn Tagen wollte ich eine Weintraube mit den Zähnen abbeißen. Der Feldhüter war aber gerade in der Nähe, und dabei brach mir ein Zahn aus dem Munde. Seht her!"

Sie öffnete den Mund und zeigte mit dem Finger auf eine kleine Lücke im weißen Gebiß. — — —

Der Richter lächelte.

Stumm und ernst stand in einer Nische zu seinen Häupten die Statue der Themis.

Das „Märchen" von der Fledermaus.

Schon in der Schule hat man uns gelehrt, den Volksaberglauben, die Fledermaus „gehe ins Haar", zu verachten. Später lasen wir wissenschaftliche Abhandlungen, die ein solches Verfliegen als unmöglich „bewiesen", und von Jahr zu Jahr wuchsen die Fledermäuse an Fliegerqualität. Man stellte ihren phänomenalen Orientierungssinn fest und ihr verblüffender Tastsinn kam durch ein Examen schwierigster Art, das die Nachtseglerin aber glänzend bestand, ans Licht. Ein dunkles Zimmer wurde nämlich kreuz und quer mit Zwirnsfäden aufs Dichteste durchspannt und dann ließ man die Fledermaus los. O Wunder, sie streifte nicht an einen einzigen Faden, obwohl man ihr sogar vorher das Augenlicht genommen hatte. Flog mit gespensterhafter Sicherheit durch das Zimmer, als ob es nicht ein einziges Netz gewesen wäre, und dann zum Fenster hinaus. Wie also wäre es jemals möglich, daß sich ein derart feinfühliger Pfadfinder ins Haar einer Frau verirren könnte!

Zweifel an dem Orientierungssinn wachten aber ketzerischerweise dennoch in mir auf, als ich eines Abends ahnungslos, es war im alten Nürnberg, in mein Zimmer trat und nicht schlecht erschrocken beim Einschalten des Lichtes zurückfuhr: ein Schwarm von Fledermäusen flatterte ziellos umher. Drei Fenster standen sperrangelweit offen, aber nur sehr langsam fanden die Teilnehmer der überraschten Generalversammlung den Ausweg. So langsam, daß man sie gemächlich zählen konnte: 48 Stück! Nach zehn Minuten wahnsinniger Aufregung flatterten noch immer acht verzweifelt vor der unbehinderten Freiheit hin und her, mit Tüchern mußte man sie hinausjagen, die letzten drei verstanden aber nicht einmal diesen deutlichen Wink und klammerten sich resigniert an die Vorhänge. Sie hatten jede Orientierung verloren.

Und nun der vielgerühmte Tastsinn. In diesem Sommer war es, in einem alten, gasthofartig ausgebauten Kloster Kärntens. Ins Schlafzimmer verirrte sich eine Fledermaus und weckte uns, denn sie fand ebensowenig zurück wie ihre Nürnberger Kolleginnen, durch ihr blindes Anstoßen gegen Wände und Möbel auf. Siebzig Minuten lang dauerte das peinliche Herumirren, wie eine Motte flatterte sie gegen das Licht, daß die elektrische Hängelampe ins Schwanken kam, klammerte sich an jede Kante an, hoch oder tief, wie es traf, prallte stupid gegen die blanke Wand und — und — ja, nun kam's — strich tief und immer tiefer übers Bett. Ein Schrei, wie ihn nur eine Frau ausstoßen kann — der nächtliche Flieger landete auf dem Haar! Trotz summa cum laude bestandenem Tastsinnexamen. Zum Glück handelte es sich um einen Bubikopf, sonst hätte sich, das wage ich nun zu behaupten, die Fledermaus im Haar verfangen. Ganz so, wie es unsere Mädchen früher fürchteten. Ich habe darauf den irrlichternden Tolpatsch gefangen und untersucht: Es war die gewöhnliche Fledermaus unserer Sommerabende, ein schönes, starkes Tier, das mich fassungslos aus seinen rätselhaften, seltsam lebendigen Nachtaugen anstaunte.

Gustav W. Eberlein (Rom).



Bunte Chronik



*** Der Schöpfer des Liedes „Stille Nacht, Heilige Nacht".** Dies wunderbare Lied, das jährlich von Millionen von Menschen tiefergriffen gesungen wird, verdankt seine Entstehung nicht, wie lange geglaubt wurde, dem großen österreichischen Komponisten Haydn, sondern sein Schöpfer ist der gänzlich unbekannte Pfarrer Joseph Moor, der vor genau 108 Jahren in Oberdorf, einem kleinen Städtchen bei Salzburg, dies weltberühmte Lied komponiert hat. Er ist armer Leute Kind, Sohn eines Musketiers aus Salzburg, 1792 geboren und nur unter den größten Opfern seiner Eltern wurde es ihm ermöglicht, zu studieren und Pfarrer zu werden. 1848, nachdem er in den verschiedensten Orten in Österreich Hilfspfarrer gewesen war, starb er arm und unbekannt. Und auch heute noch ist er unberühmt, da nur ganz wenige Musikkenner wissen, daß die Welt Text und Melodie dieses ergreifenden Liedes diesem armen österreichischen Hilfspfarrer verdankt. Entstanden ist das Lied 1818 auf eine höchst sonderbare Weise: Die Gemeinde hatte das Pech, daß die Orgel gerade zur Weihnachtszeit infolge eines Defektes gebrauchsunfähig war, und so stand der Pfarrer vor der schwierigen Aufgabe, den Kirchenchor an die Stelle der schadhaften Orgel treten zu lassen und für ihn dichtete und komponierte er „Stille Nacht, Heilige Nacht", das zwar seinen Urheber nicht berühmt, aber die Welt reicher gemacht hat.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.